



VORWORT

Die Insel der Eisenbahner

Hier war nichts. Gar nichts. Es gab keine Straßen und keinen elektrischen Strom, es gab keine Kanalisation und kein Trinkwasser. Im Winter waren die Wiesen so vereist, dass man auf ihnen Schlittschuh laufen konnte und im Frühjahr trat die Nuthe über die Ufer. Im Sommer strich der Wind über sandige Böden und wirbelte Staub auf. Kam der Herbst, dann sammelte sich der Regen in zahllosen Rinnsalen und kleinen Bächen, die von den Ravensbergen bis zur Nuthe führten. 1894 gab es hier gar nichts, genau wie es schon 1794 hier nichts gegeben hat und all die Jahrhunderte zuvor.

In diesem Nichts, wo sich Fuchs und Hase eine gute Nacht wünschten, siedelten ab 1894 beherzte Eisenbahner, um sich ihr Daheim zu bauen. Es gibt ein Bild von ihnen, eine Montage aus vielen Porträts: Die Gründerväter tragen steife Kragen und Bärte. Sie schauen ernst und angestrengt, aber vielleicht nur deshalb, weil sie so lange stillsitzen mussten bis der Fotograf fertig ist. Sie sitzen nicht vor ihren Häusern oder Gärten, sondern inmitten des Reparaturwer-

kes, auf dem Hof vor den Hallen. Vielleicht gab es zu diesem Zeitpunkt noch gar keine Häuser und Gärten in der Daheim. Vielleicht wollte der Fotograf mit seinem empfindlichen Gerät nicht den langen Weg durch Staub oder Schlamm laufen. Vielleicht war die Kulisse mit Bedacht gewählt, weil dies tatsächlich der Mittelpunkt des Lebens dieser Männer war: das Hämmern der Zylinder und Quetschen der Räder, der Gestank des Öls, die Hitze der Kessel, der Kohlenstaub und das Klingeln des Metalls.

Wir wissen nicht viel über sie. Die meisten waren Arbeiter und Handwerker, eine Handvoll zählte zu den Beamten der Bahn. Ganz sicher waren sie harte Burschen, bei der Bahn war man nicht zimperlich. 100 von ihnen reichten, um eine Schlächtereier am Laufen zu halten, und eine Kneipe. Sie hatten eine Menge Kinder, deren Mütter sie häufig als Witwen zurückließen. Entweder blieben sie im Krieg oder danach auf der Strecke, bei einem der häufigen Unfälle. Die das Glück hatten, zu überleben, konnten ihr Werk genießen, dahinten im Wald, daheim.

*Blick vom Exerzierplatz auf die Kolonie Daheim.
v.l.n.r. Haus 9/10, Haus 11/12, Haus 13/14, Haus 22/23 (im Krieg zerstört)*



Zum Feierabend gingen sie in den Wald, in dem sich ihre Siedlung versteckte. Hierher führte kein Gleis, bis hier kam keine Lok, kein Zug. Es war ein gutes Stück Weg bis sich eine Lichtung auftat und den Blick auf das Kleinod erlaubte: In 15 Jahren harter Arbeit hatten sie eine Siedlung errichtet: 39 Wohnhäuser mit mehr als 200 Wohnungen und Nebengelass, mit Gärten, Straßen und Wegen, mit Lebensmittelladen, Fleischer, Restauration und Kegelbahn. In nur 15 Jahren hatten sie sich eine Insel geschaffen, hineingesetzt in den märkischen Sand, und sie hatten

mitten in der unberechenbaren Aue der Nuthe Wurzeln geschlagen. Umgeben von Kiefern war jenseits der Grenzen der Residenzstadt Potsdam ein neues Gemeinwesen entstanden, das sich bis heute – über vier Generationen hinweg – Eigenarten und sogar seine Insellage erhalten hat. 120 Jahre später wollen wir die Geschichte dieser Besiedlung erzählen. Wir wollen berichten, wie diese Siedlung überlebt hat, die Kriege und die Diktaturen, die Krisen und die Friedenszeiten und immer Daheim geblieben ist.